

## Heroismus und Viktimismus.

### Überlegungen zum deutschen Opferdiskurs in historischer Perspektive

Martin Sabrow

Die Leitbegriffe und Orientierungsnormen unseres Umgangs mit der Vergangenheit sind beständig im Fluss. Prägnant zeigt sich dies etwa im Kontext des sogenannten „Historikerstreits“ von 1986/87, der ungeachtet seiner wissenschaftlichen Unergeblichkeit und jenseits aller inhaltlichen Kontroversen die zentrale Bedeutung des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs für das Geschichtsbewusstsein der Gegenwart sichern half. Ebenso veränderte sich im Gefolge des europäischen Umbruchs von 1989/91 nicht nur der Blick auf die historische Rolle des kommunistischen Herrschaftssystems nachhaltig, sondern erhielt auch das Gedenken an die nationalsozialistische Verfolgungspraxis neue Impulse. Wie stark sich die Leitvorstellungen der Vergangenheitsvergegenwärtigung im 20. Jahrhundert wandelten, soll im Folgenden am Beispiel des Gegensatzpaares von „Held“ und „Opfer“ in der deutschen Geschichtskultur erörtert werden.<sup>1</sup>

#### *Der ausgemusterte Held*

Die Ausgangsbeobachtung ist einfach: Unsere Zeit ist dem Helden als Erinnerungsfigur nicht günstig, auch wenn der

1| Überarbeitete Fassung eines Vortrags in der Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald, Weimar, 17. Oktober 2008.

laufende Geschichtswettbewerb 2009 des Bundespräsidenten dem Thema „Helden: verehrt – verkannt – vergessen“ gelten soll. Zwar kennt auch unsere Gegenwart wie jede andere den Menschen, „der sich besonders erfolgreich für andere einsetzt“, um die einfachste Definition des Helden zu nehmen: Die herausragende Leistung, die Uneigennützigkeit des Handelns und die persönliche Opferbereitschaft, die den Helden im allgemeinen Verständnis ausmachen, finden sich heute wie früher, aber sie machen uns jedenfalls in der deutschen politischen Kultur nicht mehr so selbstverständlich wie vor 150 Jahren Thomas Carlyle für „das Heldentümliche im menschlichen Handeln“ empfänglich.<sup>2</sup> Einst gängige Buchtitel wie „Große Deutsche. Von der Sendung großer Männer“<sup>3</sup> haben in unserer Denkkultur keinen Platz mehr, gleichviel, ob es um nationale oder humane oder sportliche Belange geht. Weder der Ballonfahrer Steve Fossett oder Luc Montagnier, der Entdecker des AIDS-Virus, werden landläufig als Helden angesprochen oder gar gefeiert. Selbst dramatische Ereignisse der jüngsten Geschichte wie die friedliche Revolution von 1989 haben keine Helden hervorgebracht, obwohl es doch genügend Stoff zur Schaffung von Heldenmythen und Heldengestalten gegeben hätte: Zu denken wäre etwa an Kurt Masur, den mutigen Kapellmeister aus Leipzig, dessen Appell zur

2| Thomas Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Sechs Vorträge, Halle o.J., S. 1.

3| Karl Stabenow, Große Deutsche. Bildnisse aus alter und neuer Zeit, Hellerau bei Dresden 1931, S. 105.

Entschärfung der explosiven Lage am 9. Oktober beigetragen hat, oder auch die Offiziere Edwin Görlitz und Harald Jäger von der Stasi-Passkontrollereinheit, die am 9. November 1989 in der Bornholmer Straße gegen 23 Uhr 30 den Befehl gaben: „Wir fluten jetzt!“, um eine weitere Eskalation zu vermeiden. Auch der unbeeirrte Pfarrer der Nikolaikirche Christian Führer, dessen seit 1987 veranstalteten Friedensgebete zum Kristallisationspunkt der regimesprengenden Montagsdemonstrationen wurden, findet zwar Anerkennung, aber keine Heldenverehrung. So schlug ihn unlängst die Wartburgstadt Eisenach für den mit 10.000 Euro dotierten Preis „Das unerschrockene Wort“ mit einer Begründung vor, die alle Attribute des Heroischen aufwies und doch den Begriff des Helden konsequent vermied: „Die Wartburgstadt Eisenach, als eine der Wirkungsstätten des großen Reformators Martin Luther, schlägt Herrn Christian Führer auch deshalb vor, weil er beispielhaft für die vielen steht, die „unerschrocken“ für eine friedlichere Welt und bessere Lebensbedingungen kämpften; weil er, sich der ständigen Gefahr bewusst, Widerstand leistete gegen politische und soziale Verhältnisse, die Menschen ausschließen, verachten oder benachteiligen. Seine Biographie ist gekennzeichnet von dem Mut, stets unbeugsam für seine Ideale zu kämpfen.“<sup>4</sup>

Wie verständnislos wir erst recht historischen Helden gegenüberstehen, mag folgende kleine Zeitungsnotiz illustrieren:

4| [http://www.newsropa.de/index.php?id=115 &tx\\_ttnews\[tt\\_news\]=7970&tx\\_ttnews\[backPid\]=7&cHash=51f9d83859](http://www.newsropa.de/index.php?id=115&tx_ttnews[tt_news]=7970&tx_ttnews[backPid]=7&cHash=51f9d83859) (Zugriff 12.10.2008)

Am 2. Oktober 2008 war in der Presse zu lesen, dass die CDU-Fraktion im Stadtrat von Saarbrücken „eine Bestandsaufnahme der historischen Denkmäler in Saarbrücken“ in Auftrag gegeben hatte, um das 1904 auf der Alten Brücke über der Saar enthüllte Heldendenkmal Wilhelms I., das irgendwann im Zuge urbaner Verkehrsplanungen in „irgendeinem Bauhof“ gelandet war, wieder ins Gespräch zu bringen. Von der Lokalpresse verspottet, ruderte die CDU sofort zurück und versicherte, dass sie keineswegs den „alten Kaiser Wilhelm wiederhaben“, sondern lediglich prüfen lassen wolle, „welche anderen historischen Fundstücke im Zuge der Neugestaltung des Flussufers an der Saar einen schönen Platz finden könnten“.<sup>5</sup>

#### *Der Aufstieg der Erinnerung zur Pathosformel unserer Zeit*

Fehl ginge, wer die Ursache für die Ausmusterung der Helden in einer Abwendung von der Vergangenheit überhaupt suchen wollte. Ganz im Gegenteil ist unsere Zeit von einer Geschichtswachheit gekennzeichnet, die die Erinnerungskultur unserer Tage mit dem Historismus des späten 19. Jahrhunderts verbindet. Wie um 1880, als Nietzsche davor warnte, dass die „Übersättigung einer Zeit in Historie dem Leben feindlich und gefährlich“ sei<sup>6</sup>, hat das Vergessen in unserem Ver-

5| Thomas Holl, Auf dem Bauhof der Geschichte, in: FAZ, 11.10.2008, S. 2.

6| Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen, Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: Ders., Werke, hg. v. Alfred Baeumler, Erster Band, Leipzig 1930, S. 95-195, hier S. 134 f.

gangenheitsdiskurs keine Legitimation. Es gilt geradezu als ein Anathema, und das, obwohl niemand bestreiten würde, dass Erinnern und Vergessen eine notwendige Einheit bilden: Jede Erinnerung verurteilt zugleich zum Vergessen, sie löscht, überschreibt Erinnerung - in der psychischen Kognition<sup>7</sup> wie in der physischen Dingwelt und besonders der der Architektur<sup>8</sup>: Das Berliner Schloss löscht den Palast der Republik aus, die Potsdamer Garnisonkirche den sozialistischen Mosaikschmuck des gegenwärtig in situ stehenden Plattenbaus, und der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche überschreibt nicht nur das Mahnmal des schwarzen Steinhaufens, der jahrzehntelang im Weichbild der Stadt vom Grauen

7| Rudolf Burger zitiert in einem lesenswerten Essay Jorge Luis Borges' Erzählung über den Indianerjungen Ireneo Funes, der infolge eines Reitunfalls mit einem „absoluten Gedächtnis“ geschlagen war und über der Einsicht stirbt, dass seine Fähigkeit, alles zu erinnern, in die Sinnlosigkeit führen müsse. Rudolf Burger, *Die Schatten der Vergangenheit und die Lehren der Geschichte. Meditation über den Gemeinpruch: „Niemals vergessen!“*, in: *Leviathan* 2/2002, S. 314-324, mit Bezug auf: Jorge Luis Borges, *Das unerbittliche Gedächtnis*, in: *Sämtliche Erzählungen*, München 1970, S. 213 ff.

8| „Gebäude, ob gut erhalten oder vernachlässigt, ob nur dokumentarisch belegt, bildlich überliefert oder nachgebaut, gehören zu den dichtesten Kulturprodukten überhaupt. [...] Gerade weil sie nicht aus einem verbalen, sondern aus einem materiellen Niederschlag bestehen, eröffnen sie eine beinahe unerschöpfliche Quelle geschichtlicher Kenntnisse.“ Karl W. Forster, *Archive und Verliese des Wissens*, in: Ulrich Raulff/Gary Smith (Hg.), *Wissensbilder. Strategien der Überlieferung*, Berlin 1999, S. 241-263, hier S. 241.

des Bombenangriffs zeugte, sondern setzt geradezu auf die Vergesslichkeit der Patina, die in wenigen Jahren den Unterschied zwischen den hellen Sandsteinen der Nachempfingung und den dunklen Sandsteinen des Originals zum Verschwinden bringen wird.

Wir sind uns kaum mehr bewusst, dass die Antike neben der *ars memoriae* auch die *ars oblivionis*, die Kunst des Vergessens kannte, dass die Amnesie als Gedächtnisschwäche und die Amnestie als staatliche Vergebung ethymologisch bedeutungsgleich sind und gemeinsam auf das griechische Verb „*a-mnemoneo*“ = „aus dem Gedächtnis verlieren“ zurückgehen. Tatsächlich hat das Vergessen starke Traditionen. Von der Antike bis zur Frühneuzeit wurde die politische Gesundheit ganz überwiegend nicht vom Willen zur erinnernden Verarbeitung bestimmt, sondern von der Bereitschaft zum tätigen Vergessen erhofft. In diesem Sinne verlangte Cicero nach der Ermordung Caesars im Römischen Senat die „Zerstörung jeglicher Erinnerung an die Zwietrachten durch ewiges Vergessen“ (*Oblivione sempiterna delendam*). Diesem Geiste folgend, enthielten Friedensabkommen bis zum Westfälischen Frieden 1648 regelmäßig das Bekenntnis zum wechselseitigen Vergessen.<sup>9</sup>

9| „Beide Seiten gewähren einander immerwährendes Vergessen und Amnestie (*pertua oblivio et amnestia*) alles dessen, was seit Beginn der Kriegshandlungen, an irgendeinem Ort auf irgendeine Weise von dem einen oder anderen Teil, hüben wie drüben, in feindlicher Absicht begangen worden ist“. Osnabrücker Friedensvertrag (*Instrumentum Pacis Osnabrugensis*) vom 24.10.1648, Art. 2, zit. nach: Arno Buschmann, *Kaiser und Reich. Verfassungsgeschichte des Heiligen*

Anders aber als für Nietzsche hat in unserer Zeit eine monumentalische Geschichtsbetrachtung keinen Platz mehr. Mit Recht wurde jüngst gefragt: „Sind demokratische Werte monumental repräsentierbar?“<sup>10</sup> Offenbar zumindest für uns heute nur schwer, wie die Auseinandersetzung um das geplante Bundeswehr-Ehrenmal in Berlin zeigt. Architektonische Denkmäler wie der Deutsche Reichstag schaffen demokratische Traditionsbezüge mit gläsernen Baumaterialien, die wie die neue Fosterkuppel Transparenz zeigen, aber nicht einschüchternde Monumentalität. Die 1953 von einem früheren NS-Bildhauer, Richard Scheibe, geschaffene Bronzestatue eines gefesselten Jünglings, zeigt zwar durchaus noch heroische Züge (die durch Edwin Redslobs Sockeltext „Ihr trugt die Schande nicht, Ihr wehrtet Euch“ gemildert wurden), wurde aber 1980 buchstäblich vom Sockel geholt und so beziehungslos im Innenhof des Bendlerblocks placiert, das es heute in im Kontext der sachlich statt heroisierend gehaltenen Ausstellung „vor allem als Zeitdokument gesehen und kritisch analysiert“ wird.<sup>11</sup>

Römischen Reiches Deutscher Nation vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis zum Jahre 1806 in Dokumenten, Baden-Baden 21994, S. 17.

10| Hans-Ernst Mittag, Sind demokratische Werte monumental repräsentierbar? In: Manfred Hettling/Jörg Echternkamp (Hg.), *Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik*, Göttingen 2008, S. 132-148.

11| Stefanie Endlich, Das Bundeswehr-Ehrenmal im Kontext der Berliner Denkmalslandschaft. Nationale und dezentrale Formen der Erinnerung, in: *Ebd.*, S.120-131, hier S. 124.

### *Der Opferdiskurs*

Nicht der Held steht mehr im Mittelpunkt unserer heutigen Geschichtskultur, sondern das Opfer; nicht die Heldentaten von Arminius im Teutoburger Wald und von Luther in Worms oder von Bismarck in Versailles bewegen uns, sondern die historischen Verletzungen, die Menschen erlitten und die Menschen verursacht haben. Unsere Gedenkstätten sind nicht mehr der Kyffhäuser, das Deutsche Eck oder das Denkmal von Tannenberg, sondern Buchenwald und Dachau, die innerdeutschen Grenzanlagen und die Neue Wache in Berlin. Der Paradigmenwechsel von der historischen Heroisierung zur historischen Viktimisierung ist kein deutscher, sondern ein europäischer, präziser: ein okzidentaler Trend. Er tritt zutage, wenn ein amerikanischer Präsident für die Versklavung der afrikanischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert um Entschuldigung bittet oder eine deutsche Bundesministerin der deutschen Massaker an den Hereros gedenkt; er zeigt sich bei dem Aufstieg von Gedenktagen wie dem 27. Januar zur Erinnerung an die Befreiung von Auschwitz oder dem 8. November zur Erinnerung an den Reichsjudenpogrom von 1938; er wird fassbar, wenn der Holocaust sich in den letzten beiden Jahrzehnten als zentrales Bezugsereignis eben nicht nur der Deutschen, sondern der europäischen Geschichte durchgesetzt hatte. Welche Prägekraft in diesem Wandel der Geschichtskultur liegt, veranschaulicht vielleicht am nachdrücklichsten das Treffen von 22 Regierungschefs vor einigen Jahren in Stockholm, das in eine Deklaration über „Erziehung nach Auschwitz“ mündete und von dem Geist getragen wurde, „für immer gegen

Genozid, Gewalt und Diskriminierung zu kämpfen“.<sup>12</sup>

Der Blick auf die Berliner Gedenklandschaft belegt die Dominanz des Opferdiskurses augenfällig. Die 32 überlebensgroßen Standbilder der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige, die Wilhelm II. in der Siegesallee im Berliner Tiergarten aufstellen ließ, ruhen vergessen in einem ehemaligen Abwasserpumpenhaus am Landwehrkanal; das „Bismarck-Nationaldenkmal“ vor dem Berliner Reichstag verschwand bereits 1939 im Zuge der Speerschen Achsenplanung in eine Ausbuchtung am Großen Stern. Das öffentliche Gedenken nach 1945 und nach 1989 wird beherrscht von den Mahnmalen und Gedenkzeichen, die an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung erinnern, an die Verfolgten des SED-Regimes und an das Leiden der deutschen Teilung an der Berliner Mauer zwischen 1961 und 1989.

In der historischen Fachwissenschaft führte derselbe Richtungswechsel dazu, die Suche nach der Erklärung für die Machtergreifung 1933 (als Millionen Deutsche zu Opfern Hitlers wurden) mehr und mehr durch die Suche nach der Erklärung für die NS-Vernichtungspolitik von 1938 bis 1945 (als Millionen zu Opfern der Deutschen wurden) abzulösen. Die Opferperspektive schuf neue Zuordnungen. Sie ersetzte in gewisser Weise Staat und Regimenähe durch Tat und Täterschaft als Blickpunkt, und sie organisierte ihr Narrativ in den Kategorien von

Tätern und Opfern statt in den Spruchkammerkategorien von Belasteten, Mitläufern und Entlasteten. Welche dramatischen Verschiebungen mit diesem Perspektivenwechsel verbunden waren, erhellt etwa der Fall Albert Speer, mit dem sich früher insbesondere der Widerstand gegen Hitlers Nero-Befehl verband und heute seine Beteiligung an der Massenvernichtung durch Zwangsarbeit. Ähnliches lässt sich für den Konturenwandel sagen, den das Bild des Raketen-spezialisten Wernher von Braun in den vergangenen vierzig Jahren erfahren hat. Auch die Ende der neunziger Jahre entbrannte Debatte über die NS-Verstrickung der deutschen Historikerschaft ist ohne diesen Perspektivenwechsel nicht zu verstehen, und wie sehr sich der Widerstreit von Heroisierung und Viktimisierung in einzelnen Personen spiegeln kann, lehrt die Umwertung des Bildes vom militärischen Widerstand gegen Hitler, das seinen einstigen Monstranzcharakter mittlerweile weitgehend gegen die abwägende Auseinandersetzung mit der oft nicht auflösbaren Verflochtenheit von Widerständigkeit und Verstrickung verloren hat.

Interessanterweise hat der Siegeszug der Opferperspektive in den letzten Jahren auch die Täterwelt erfasst. Hierfür spricht die mit viel Resonanz aufgenommene Beschreibung des Untergangs der Wilhelm Gustloff durch Günter Grass ebenso wie Jörg Friedrichs überraschend erfolgreiches Buch „Der Brand“, welches das Schicksal des deutschen Tätervolks als Opfer im Bombenkrieg vor Augen führte. In dieselbe Richtung wies die erfolgreiche Neuverlegung des Anonymabuches, das die Leiden der besiegten Deutschen unter ihren Siegern plastisch

12| Michael Jeismann, *Auf Wiedersehen Gestern. Die deutsche Vergangenheit und die Politik von morgen*, Stuttgart/München 2001, S. 143.

macht, und die Renaissance des lange tabuisierten Vertreibungsthemas, dessen Renaissance der „Spiegel“ 2002 unter den programmatischen Titel „Die Deutschen als Opfer“ stellte und als Rückkehr zu einer historischen Normalität interpretierte.<sup>13</sup> Und dass die Viktimisierung mittlerweile sogar das Zentrum des nationalsozialistischen Verbrechens erreicht hat, machte Bernd Eichingers Film „Der Untergang“ deutlich, der Hitler selbst als Opfer darstellt: als Opfer seiner Illusionen, seines Wahns, aber auch des gewandelten Kriegsglücks und des politischen Verrats.

### *Der Zeitzeuge*

Kein Phänomen lässt den Wandel unserer Vergangenheitskultur vom Helden zum Opfer besser erkennen als die Karriere einer historischen Kunstfigur: des Zeitzeugen. Zeitzeugen beherrschen wortwörtlich unser Geschichtsbild, und das nicht erst, seitdem die Geschichtsserien Guido Knopps in ihren ständigen Schnitten von Interviewpassagen und dokumentarischem Material uns die Zeit des Nationalsozialismus und jetzt auch der DDR näherzubringen versuchen. Seit den achtziger Jahren haben Zeitzeugen den Weg in die Schule gefunden und stellen durch ihre lebendige Schilderung aus der Verfolgtenperspektive den Kampf ums

13| Die Deutschen als Opfer. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Ende des Zweiten Weltkriegs bricht in der von Normalität beiseelten Berliner Republik ein Thema auf, das längst vergessen schien: Die unbelastete nachgeborene Generation interessiert sich für Flucht und Vertreibung, in: Der Spiegel Nr. 13, 25.3.2002, S. 36-60.

Überleben im NS-Staat im Geschichtsunterricht vor. Längst haben sich Zeitzeugenbörsen konstituiert, die im Internet etwa dafür werben, „die unendliche Vielfalt persönlicher Erfahrungen und Erlebnisse, die jeder in sich trägt, der eine Weile gelebt hat, zu sammeln und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“ Ein eigens entwickelter „Zeitzeugentest“ soll helfen, dass bisher noch stumme Träger von Geschichte sich ihres Schatzes bewusst werden und sich der Zeitzeugenbörse anschließen. Immer stärker setzen auch historische Ausstellungen auf die Schilderkraft von Zeitzeugen und erzählen Geschichte anhand biographischer Kristallisationskerne.

Nun ist der Zeitzeuge allerdings historisch eine eher junge Schöpfung. Der Nürnberger Prozess 1946 kannte ihn noch nicht. Das erste Mal tritt er im Eichmann-Prozess 1961 in Erscheinung. Filmdokumentationen des Prozesses zeigen, pathetisch gesprochen, fast so etwas wie die schmerzhafteste Geburt des Zeitzeugen. Im Zeugenstand erscheint ein KZ-Überlebender, der nicht aufgerufen wurde, um Eichmann zu identifizieren oder eine konkrete Tat zu beglaubigen, sondern um den Terror der Vergangenheit von Auschwitz in die Gegenwart des israelischen Gerichtssaales zu transportieren. Der Zeuge macht seltsame Gebärden, er fürchtet sich offenbar vor dem Reden. Aber die Kamera beachtet ihn kaum, sie zoomt nicht auf ihn, sondern richtet den Blick auf den Staatsanwalt, der eine Frage an den Zeugen richtet. Plötzlich ein Tumult hinter der Kamera, die herumfährt und nur noch den erschütternden Moment einfängt, dass der zitternde Zeuge dem Schock des Erinnern-Sollens nicht standgehalten hat und bewegungslos

ausgestreckt neben dem Zeugenstand liegt. Auch von anderen Zeugen erfahren wir, dass sie ihre Aussage nicht nur sich selbst um den Preis neuer seelischer Verwundung abgepresst haben, sondern auch einer Umgebung, die ihnen geraten hat, das Vergangene lieber vergangen sein zu lassen und nicht auch noch öffentlich daran zu erinnern, dass sie sich wie Lämmer zur Schlachtbank hätten führen lassen.

Die Figur des Zeitzeugen hat mehrere Wurzeln. Sein Aufkommen in den sechziger Jahren ist technisch verbunden mit der Entwicklung der Synchrononspur und später der Videotechnik und der digitalen Schneidetechnik, die dem gefilmten Interview den unbeschränkten Einsatz in der filmischen Erzählung ermöglichten. Die kulturellen und geschichtskulturellen Bedingungen der Entstehung des Zeitzeugen liegen im Aufkommen der Oral History und der Geschichte von unten einerseits, dem nachhaltigen Bedeutungsgewinn des Holocaust-Gedenkens für die Stiftung politischer Gegenwartsidentität andererseits. Eine weitere Voraussetzung für die Geburt des Zeitzeugen lässt sich in der Herausbildung eines Erinnerungskonsenses fassen, der nicht mehr nach politischen Beobachtungslagern unterscheidet und die Bewusstmachung der Vergangenheit höher einschätzt als die Entlarvung vorgeblicher Schuldlosigkeit und Regimedistanz, wie sie die Haltung der Anklage- und Rechtfertigungszeit vor einer Generation bestimmt hat.

Was macht nun den Zeitzeugen als Geschichte verbürgende Figur aus? Es empfiehlt sich, den heute dominanten Typus des Zeitzeugen begrifflich vom sogenannten Experten abzuheben, der vor Gericht oder in den Medien als beglaubigende

Instanz auftritt, um Ereignisse und Einschätzungen zu bestätigen. Der Zeitzeuge im engeren Sinne hingegen beglaubigt nicht so sehr außerhalb seiner selbst liegende Geschehnisse, wie dies der klassische Tat- und Augenzeuge tut; er konstituiert vielmehr durch seine Erzählung eine eigene Geschehenswelt. Er bestätigt weniger durch sein Wissen eine Einzelheit, sondern dokumentiert durch seine Person eine raum-zeitliche Gesamtheit; er autorisiert eine bestimmte Sicht gleichsam von innen als Träger von Erfahrung und nicht von außen als deutender Beobachter. Erst mit dieser Entwicklung löst sich der mediale Zeitzeuge von seiner einstigen Sprecher- und Expertenrolle, die ihn bis dahin etwa im Fernsehen direkten Blickkontakt zum Publikum aufnehmen ließ. In der 1985 ausgestrahlten sechsteiligen Serie „Die Deutschen im Zweiten Weltkrieg“ und besonders eindrucksvoll in Claude Lanzmanns Film „Shoah“ (1974-1985) wird das Stocken, die brüchige Stimme, das Verstummen zu einem genuinen Teil der Zeitzeugenaussage.

Ein zweites Merkmal des medialen Zeitzeugen in der Gegenwart ist seine zunehmende Unbestimmtheit. Anders als die ursprünglich als Träger einer historischen Gegenerzählung auftretenden Opferzeugen, die etwa in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen von ihrem individuellen Überleben berichteten, bestätigen Zeitzeugen des neuen medialen Typus sich zwar oft durch Querverweise auf andere Zeitzeugen wechselseitig, aber sie sind in der Regel nicht präzise zu identifizieren. Judith Keilbach hat in ihren Untersuchungen zur Zeitzeugeninszenierung in bundesdeutschen Fernsehdokumentationen herausgearbeitet, wie

der Status des befragten Zeitzeugen eine „Gemeinschaft derjenigen (stiftet), die an einem historischen Ereignis beteiligt waren, ohne Differenzierung zwischen Tätern und Opfern“.<sup>14</sup> Tatsächlich war vereinzelt Versuchen von Geschichtsdidaktikern und Dokumentaristen, zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Zeitzeugen zu unterscheiden, kein nachhaltiger Erfolg beschieden.<sup>15</sup> Diese verschwimmende Differenz von Täter- und Opferwelt, von Verfolgungserfahrung und Tätergesellschaft, drückt sich in der medialen Inszenierung von Zeitzeugen aus, die in der Regel eben nicht in ihrer ganzen Biographie erscheinen, sondern nur ausschnitthaft illustrierend und häufig historisch entortet.

Die damit verbundene Entkleidung von Verantwortung zeigt sich umgekehrt in unserer eigenen Scheu, Zeitzeugen mit der Frage nach Mitschuld und Täterschaft zu konfrontieren. Allerdings ist der bedröhte Schweigepakt wechselseitig. Er beruht darauf, dass auch der Zeitzeuge die Regeln einhält und seine Erinnerungen in den Erinnerungskonsens unserer Gegenwart einpasst. Der Zeitzeuge, der den Geist der Zeit, von der er zeugt, ungefiltert in die Gegenwart transportiert, fällt aus der Rolle. Er kann uns von der

14| Judith Keilbach, Zeugen, deutsche Opfer und traumatisierte Täter – Zur Inszenierung von Zeitzeugen in bundesdeutschen Fernsehdokumentationen über den Nationalsozialismus, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* XXXI, 2003, S. 287-306, hier S. 304.

15| Eine solche Misserfolgsgeschichte beschreibt Benjamin Ortmeier, Über den ambivalenten Begriff des Zeitzeugen, in: *HLZ* 6/1996, S. 24 f.

Faszination berichten, die er empfand, als er den Fahneid auf Hitler schwur oder die Parteihochschule Karl Marx verließ. Aber er kann sich schlechterdings nicht im Fernsehstudio den Hitlerkult oder den Stalinkult zu Eigen machen, ohne von der Zeugenrolle in die Täterrolle überzuwechseln. Der Zeitzeuge ist kein unparteiischer Beobachter im Sinne der antiken Teichoskopie (Mauerschau) oder des historischen Botenberichts, sondern steht dem Opfer nahe; er berichtet aus der Perspektive des Ohnmächtigen, und es stößt regelmäßig auf empörte Kritik von Opferverbänden und Bürgerrechtlern, wenn die Linke ehemalige Stasi-Offiziere als Zeitzeugen zum Gespräch bittet.

Es liegt nahe, den entscheidenden Grund für den Paradigmenwechsel von der Heroisierung zur Viktimisierung in der verstörenden Tiefe des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs selbst zu suchen. In der Tat ließ der vollständige materielle und mentale Ruin der NS-Herrschaft nach 1945 zwar einen Weg zur allmählichen Normalisierung der Zukunft, aber keinen zur Heroisierung der Vergangenheit mehr offen: Das Heldengedenken hatte nach dieser Lesart in Deutschland nach Auschwitz keine politisch-kulturelle Basis mehr. Doch so plausibel es scheint, so brüchig ist dieses Argument. Dagegen spricht bereits, dass die Opferperspektive der unmittelbaren Nachkriegszeit und bis in die sechziger und siebziger Jahre die verfolgten Juden, die verfolgten Sinti, Roma, die verfolgten Homosexuellen in Westdeutschland zugunsten des eigenen Opferschicksals als Kriegsgefangene, als Heimatvertriebene, als politisch Verführte und materiell Beraubte weitgehend übersah. In der SBZ wurden Juden zeitweilig sogar als „Nur-Opfer“, nicht als „Opfer

des Faschismus“ (OdF) anerkannt. Zudem verhinderte die Last des Völkermords keineswegs, dass in der SBZ/DDR sehr rasch ein neuer Kult, diesmal um den sozialistischen Helden als Propagandafigur in Gestalt des Parteihelden wie Karl Liebknecht, des antifaschistischen Helden wie Ernst Thälmann, des Helden der Arbeit wie Adolf Hennecke oder des Sporthelden wie Tüve Schur entstand.

Erst in Verbindung mit dem politisch-kulturellen Wertewandel der siebziger und achtziger Jahre formte sich die heute dominante opferzentrierte Erinnerungskultur, die die Beschwörung des Ruhms durch die Auseinandersetzung mit der Schuld ersetzt hat. Der damit verbundene Übergang von einer mimetischen Stolzkultur zu einer kathartischen Bewältigungskultur ist an den Abschied von der Nation und dem Volk als historischem Kollektivsubjekt gebunden, und ironischerweise war es die 68er-Bewegung, die im 20. Jahrhundert zum letzten Mal die historische Heldenbühne mit ihren eigenen Gestalten von Che Guevara bis Ho Chi Minh gefüllt hatten. Im Niedergang der Studentenbewegung und in der bis heute anhaltenden Irritation vieler ihrer Protagonisten über die einstige Verehrung mythisch überhöhter Helden lässt sich der Umschlag von einem heroischen Fortschrittsdenken zu einem opferzentrierten Geschichtsdiskurs für viele Menschen meiner Altersgruppe auch biographisch erfassen.

Der Zerfall des Kollektivsubjekts ging einher mit einer kulturellen Pluralisierung und Individualisierung, die auch den Umgang mit der Vergangenheit betraf. Er hat das subjektive Recht auf die eigene Erzählung bestärkt, das Frank Ankersmit als Privatisierung der Vergangenheit be-

zeichnet hat.<sup>16</sup> Dieses Recht verbindet sich mit der auch geschichtstheoretischen Ablösung der historiographischen Objektivitätsidee durch die Pluralität subjektiver Perspektiven, die den Quellen zwar noch eine kritische Vetokraft, nicht aber mehr eine affirmative Beschlusskraft zubilligen. In der gleich nach 1990 von Charles Maier formulierten Einsicht, dass die westlichen Gesellschaften am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts das Ende eines großen kollektiven Projekts erleben<sup>17</sup>, steckt mit dem postmodernen Aufbruch in eine Zeit der Unübersichtlichkeit auch die Befreiung von Individualität und Subjektivität aus dem Joch der „Großen Gesänge“, die über mehr als ein Jahrhundert die Beschäftigung mit der

16] Ankersmit interpretiert den Siegeszug des Erinnerungsparadigmas als Folge eines kulturellen Wandels, der die Vorstellung der Geschichte von einer „Kathedrale unseres Wissens über die Vergangenheit“ zerstört und durch ein Bild der Vergangenheit als „einer riesigen formlosen Masse“ ersetzt hat, „durch die sich jeder Historiker hindurchgraben kann, ohne jemals auf seine Kollegen [...] zu stoßen“. Der Verlust an Klarheit habe zu einer Demokratisierung oder Privatisierung der Vergangenheit geführt, für die die Rede von der Erinnerung steht: „Dem Wort ‚Erinnerung‘ das abzuverlangen, was früher von dem Wort ‚Geschichte‘ geleistet wurde, ist daher ein sicheres Zeichen für eine ‚Personalisierung‘ oder ‚Privatisierung‘ unseres Verhältnisses zur Vergangenheit.“ Frank R. Ankersmit, Die postmoderne „Privatisierung“ der Vergangenheit, in: Herta Nagl-Docekal (Hg.), Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten, Frankfurt a. M. 1996, S. 201-234, hier S. 203 ff.

17] Charles Maier, A Surfeit of Memory? Reflections on History, Melancholy and Denial, in: History & Memory. Studies in Representation of the Past, Vol. 5, No.2, 1993, S. 136-152, hier S. 150.

Vergangenheit an den übergeordneten Normen der Nation, dem Freiheit, der Gerechtigkeit, der Emanzipation, der Idee ausgerichtet hat.

In diesem Kontext hat sich das kathartische Prinzip der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit gegenüber ihrer mimetischen Bekräftigung seit den achtziger Jahren immer weiter durchgesetzt. Ein eindrucksvoller Indikator dieses Vorgangs steckt in der Abwertung des Wortes Vergangenheitsbewältigung, das in den fünfziger Jahren noch ein mutiges Bekenntnis darstellte und von dem Göttinger Historiker Hermann Heimpel, zeitweilig als Nachfolger des ersten deutschen Bundespräsidenten im Gespräch, in durchaus selbstkritischer Absicht propagiert wurde: Die Vergangenheit dürfe nicht vergessen, sie müsse vielmehr bewältigt werden.<sup>18</sup> Heute hingegen begreifen wir den Zivilisationsbruch von Auschwitz eben nicht mehr als eine Vergangenheit, die sich im eigentlichen Sinne „bewältigen“, womöglich überwältigen ließe, und wir distanzieren uns von einer Wiederaufbaumentalität, die meinte, mit dem Schrecken des „Dritten Reiches“ auf dem Wege der juristischen, politischen und mentalen Bewältigung abschließend fertig werden zu können.<sup>19</sup>

18| Peter Dudek, Vergangenheitsbewältigung. Zur Problematik eines umstrittenen Begriffs, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage 1–2/1992, S. 44 ff.

19| Das Gegenwartsverständnis des Begriffs Vergangenheitsbewältigung veranschaulicht etwa ein „Call for Papers: Erinnerung - Vergangenheitsbewältigung - Amnesie“ des politikwissenschaftlichen Fachorgans „Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt“ vom 18.3.2007: „Freilich ist Sprache verräterisch: Nicht von Auseinander-

Längst hat daher die Rede von der Vergangenheitsbewältigung durch das Bekenntnis zur Aufarbeitung semantische Konkurrenz bekommen, deren Konjunktur Theodor Adorno 1957 noch eher kritisch registrierte und jedenfalls mit der Absicht verbunden wissen wollte, „dass man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewusstsein“.<sup>20</sup> Die Anlehnung an Sigmund Freuds tiefenpsychologisches Konzept des erinnernden Durcharbeitens formulierte einen durchschlagskräftigen Appell zur Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, der die zukunftsgerichtete Neuorientierung als Verdrängung und die Abschüttelung der Vergangenheit als politisch gefährliche „Unfähigkeit zu trauern“ zu lesen erlaubte. Vergangenheitsvergegenwärtigung als Weg zur Gesundung – aus dieser erfolgreichen Einbettung des Umgangs mit der jüngsten Geschichte in einen

setzung ist im Zusammenhang mit dem Holocaust, dem Genozid in Ruanda 1994, schweren Menschenrechtsverletzungen unter den Diktaturen von Pinochet in Chile oder bei der Niederschlagung des Sendero Luminoso in Peru, dem Apartheidsregime oder endlich auch dem Vietnamkrieg und in wenigen Jahren vielleicht dem US-Desaster im Irak die Rede, sondern – bei allen Unterschieden zwischen diesen Beispielen – von Vergangenheitsbewältigung. Die Gewaltsamkeit, die im Spiel ist, wenn Vergangenheit zum Mythos zugerichtet, das Unsagbare für öffentlichen Gebrauch handhabbar gemacht wird, ist diesem Wort eingeschrieben. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=6919>.

20| Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit? In: Ders., Gesammelte Schriften, Band 10/2, Kulturkritik und Gesellschaft II, hg. v. Rolf Tiedemann unter Mitwirkung von Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz, Frankfurt a. M. 1977, S. 555–572, hier S. 555.

sozialen wie politischen Krankheitsdiskurs<sup>21</sup> erklärt sich der Erfolg des Begriffs Aufarbeitung, der andere Formen der Vergangenheitsüberwindung als Abwehr und Weigerung in den diagnostischen Rahmen von Störung und Verdrängung stellte.

Diese kritische Reflexion verlieh im Zeichen des Generationswechsels seit dem Ende der sechziger Jahre dem Willen zur schonungslosen Aufarbeitung genügend Durchschlagskraft, um die seit Mitte der fünfziger Jahre gebräuchliche Rede von der Vergangenheitsbewältigung ganz gegen die Intention ihrer Wortschöpfer als fatalen Glauben an den vergangenheitspolitischen Schlussstrich außer Kurs zu setzen. Zugleich stellte die Aufarbeitung ungeachtet ihrer therapeutischen Grundierung, die das erinnernde Durcharbeiten als Schritt zur endgültigen Heilung im Vergessen begreift, auf die Widerstand erregende Schmerzhaftigkeit jeder ernsthaften Auseinandersetzung mit der Last der Vergangenheit ab. So konnte

21| Auf diese Amalgamierung sozialer Defizite und politischer Interessen wies Adorno selbst in seinem Vortrag von 1958 eindrücklich hin, um den Appell zur Aufarbeitung der drückenden Vergangenheit nicht in einen psychologisierenden Entlastungsdiskurs verpuffen zu lassen: „Aus der allgemeinen gesellschaftlichen Situation weit eher als aus der Psychopathologie ist denn wohl das Vergessen des Nationalsozialismus zu begreifen. Noch die psychologischen Mechanismen in der Abwehr peinlicher und unangenehmer Erinnerungen dienen höchst realitätsgerechten Zwecken. Die Abwehrenden selbst plaudern sie aus, wenn sie etwa praktischen Sinnes darauf hinweisen, dass die allzu konkrete und hartnäckige Erinnerung ans Geschehene dem deutschen Ansehen im Ausland schaden könne.“ Ebd., S. 558.

sie bis heute jede öffentliche Anprangerung einer Vergangenheitsbelastung als reinigenden Schritt zur Gesundung deuten und jenen empörungsbereiten Gestus der Aufdeckung und Entlarvung beibehalten, der die deutsche Auseinandersetzung mit der Diktaturvergangenheit so deutlich etwa von dem Selbstverständnis der Wahrheits- und Versöhnungskommissionen in Südafrika und Ruanda unterscheidet.

#### *Der besondere deutsche Opferdiskurs*

An dieser besonderen Dominanz der Opferperspektive in Deutschland knüpft sich die Frage nach einem möglichen erinnerungskulturellen deutschen Sonderweg, die ich in einem letzten Schritt aufnehmen möchte. Meine These ist, dass die deutsche Tradition der Opferorientierung weit in die Vergangenheit des 20. Jahrhunderts zurückreicht und sich daher unser heutiger Opferdiskurs von der nationalistischen Vergangenheitsbeschwörung bis 1945 und von der verdrängenden Vergangenheitsbewältigung nach 1945 weniger radikal unterscheidet, als wir es selbst gerne glauben wollen.

Gegen diese Vermutung spricht freilich der Augenschein: Von Bismarck über Ludendorff und Hindenburg bis zu Hitler scheint die politische Heldenbühne zwischen 1866 und 1945 raumgreifend ausgefüllt, wie etwa die Beisetzung des wenig kriegerischen Königs von Preußen und ersten Deutschen Kaisers veranschaulicht. Die heroische Verbindung von Trauer und Triumphgedanken schlug im März 1888, als Wilhelm I. verstarb, bis in die Wahl des Trauerwegs durch: „Auf dem gesamten Trauerweg gibt es keine Todesallegorie.“ Die Strecke mündet am Bran-

denburger Tor als Siegestor. „Der letzte Gang des Kaisers, hieß es in der ‚Freisinnigen Zeitung‘ vom 16. März 1888, wurde zum ‚Siegeszug in die Unsterblichkeit‘. Hinter dem Brandenburger Tor begleiten vier trauernde Genien und vier Siegesgöttinnen zu beiden Seiten der Siegesallee den Kondukt; die Siegessäule weist auf das Heldentum Wilhelms I. hin.“<sup>22</sup> Auch das staatliche Gedenken in der Weimarer Zeit ehrte den Heros und nicht das Opfer. „Den Gefallenen zum ehrenden Gedächtnis, den Lebenden zur ernststen Mahnung und den kommenden Geschlechtern zu Nacheiferung“, lautete Hindenburgs Hammerspruch bei der Grundsteinlegung des Tannenbergs-Denkmal 1924<sup>23</sup>, während der Ausspruch, dass das geeignete „Kriegerdenkmal der deutschen Soldaten nicht eine leicht bekleidete Jungfrau mit der Siegespalme in der Hand, sondern eine große Kohlrübe“ sei, den Statistiker Emil Julius Gumbel 1932 in Heidelberg die *venia legendi* kostete.

Bei näherem Hinsehen aber zeigt sich, dass mit dem Helden spätestens seit 1918 immer auch das Opfer gemeint war. Vor die rettende und erlösende Helden-gestalt, die sich vor anderen auszeichnete, schob sich das Bild des Helden, dessen Größe sich aus seiner Opferbereitschaft ergibt.

Fünfzig Jahre nach der Stilisierung Wilhelms zum überragenden Helden beschwor der nationalsozialistische Außen-

22| Volker Ackermann, *Nationale Totenfeiern in Deutschland. Von Wilhelm I. bis Franz Josef Strauß. Eine Studie zur politischen Semiotik*, Stuttgart 1990, S. 244.

23| Helmut Scharf, *Kleine Kunstgeschichte des deutschen Denkmals*, Darmstadt 1984, S. 277 f.

minister von Ribbentrop einen Begriff des Heldentums, der nicht auf die besondere Auszeichnung, sondern auf die kollektive Opferbereitschaft abstellt: „Niemals kann ein Volk untergehen, solange es Männer sein eigen nennt, die jederzeit bereit sind zu sterben, damit ihr Volk lebe.“<sup>24</sup> Die Amalgamierung von Held und Opfer leistete der Typus des tragischen, des untergehenden Märtyrer-Helden, wie ihn etwa der Langemarck-Mythos von 1914 oder der Dolchstoßlegende 1919 oder die propagandistische Inszenierung des Endes der 6. Armee vor Stalingrad 1943 vorführen und der sich auch in der demokratischen Kultur der Weimarer Zeit findet.

Nun deckt das deutsche Wort Opfer zwei sehr unterschiedliche Verhaltensweisen, die in anderen Sprachen semantisch unterschieden werden, nämlich das freiwillige Selbstopfer des *sacrificium* und das ohnmächtige Erddulden der *victima*. Das Opferbild des Nationalsozialismus war selbstverständlich ausschließlich das aktive Märtyreropfer im Sinne des *sacrificium*; ein viktimistischer Opferbegriff war der NS-Ideologie fremd.<sup>25</sup> Den Übergang vom *sacrifice* zum *victim* in der Opferperspektive brachte in Deutschland 1945 erst die „Stunde Null“ mit der oft als

24| Joachim v. Ribbentrop auf der Totenfeier zu Ernst vom Rath, *Düsseldorfer Nachrichten*, 17.11.1938, zit. n. Ackermann, *Totenkult*, S. 190.

25| „Opfer‘ im NS-Sinn ist [...] niemals ‚victim‘, sondern immer ‚sacrifice‘. Umgewandelt von einem sinnlosen in ein sinnvolles Ereignis, ist das Opfer als Beitrag zum Kampf des deutschen Volkes um seine Freiheit und Einheit ein unverlierbarer Bestandteil der Nationalgeschichte.“ Ackermann, *Totenkult*, S. 176.

Selbstviktimisierung beschriebenen Haltung der Nachkriegsdeutschen, die sich selbst als Opfer inszenierten und die eigene Verstrickung hinter der Selbstwahrnehmung als Opfer brauner Verführung, angloamerikanischer Bombardierung und sowjetischer Siegerwillkür verschwinden ließen.

Eben diese semantische Verschiebung vom heroischen zum leidenden Opfer lässt sich wie in einem Brennspiegel an einem einzigen Vorgang ablesen: der Rezeption der Schlacht von Stalingrad und des Untergangs der 6. Armee im Winter 1942 auf 1943 während des Zweiten Weltkrieges, und dies mag einen wichtigen Grund dafür gebildet haben, dass der Mythos Stalingrad über Jahrzehnte neben dem Komplex von Flucht, Vertreibung und Besetzung eine alle anderen Kriegsereignisse überragende Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen konnte. Bereits vor der fachhistoriographischen Erschließung<sup>26</sup> wurde Stalingrad zu einem Thema der populären Literatur, die in Illustriertenreportagen ebenso wie in der Rechtfertigungs- und Memoirenliteratur breite Leserresonanz erzeugte, dokumentarischen wie dramatischen und später auch filmischen Niederschlag fand.

Die Erklärung, so meine Vermutung, ist darin zu suchen, dass Stalingrad in

Wahrheit den erinnerungskulturellen Paradigmenwechsel markiert und den narrativen Wechsel vom heroischen zum viktimistischen Opferbild vollzieht: In der Erinnerung an Stalingrad lösten sich die Deutschen von der mimetischen Vergewärtigung der Vergangenheit als heroischer Selbstbehauptung und reorganisierten ihr Geschichtsbild als Opfererzählung, in deren Zentrum immer gebieterischer das erduldeten Leiden stand. Während die NS-Führung mit Görings Leonidas-Rede die Deutschen am Radio auf das Untergangsnarrativ des tragischen Helden einzuschwören suchte, sah schon der zur Kapitulation gezwungene Verantwortliche, General Paulus, sich selbst als passives Heldenopfer. Für die deutsche Bevölkerung wurde Stalingrad hingegen rasch zum Schreckenssymbol des Verführungs- und Führungsoffiziers, das bruchlos in die Selbstviktimisierung der Nachkriegszeit hinüberreichte und so den Grund für den Stalingrad-Mythos und seine Nachkriegskonjunktur legte. Ebenso ist die zum sechzigsten Jahrestag der Schlacht 2003 wieder sichtbar gewordene Faszination nicht etwa auf eine Begeisterung für militärische Großoperationen zurückzuführen, wie in der Literatur mit Recht hervorgehoben wurde<sup>27</sup>, sondern auf die apokalyptische Dimension des Kriegsgrauens, in der Ausweglosigkeit des Leidens des „kleinen Mannes“ und der verbrecherischen Haltung der politischen und militärischen Führung, die das

26| Eine Übersicht bei Gerd R. Ueberschär, Die Schlacht von Stalingrad in der deutschen Historiographie, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.), Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt a. M. 1992, S. 192-204; Manfred Kehr, Stalingrad im Spiegel der Memoiren deutscher Generäle, in: Ebd., S. 205-213; Ulrich Baron, Stalingrad als Thema der deutschsprachigen Literatur, in: Ebd., S. 226-232.

27| Vgl. Kurt Pätzold, Stalingrad und kein zurück – Wahn und Wirklichkeit. Leipzig 2002; Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.), Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt am Main 1992.

72-tägige Sterben der eingekesselten Armee ungerührt in Kauf nahm.

„Stalingrad“ steht somit für ein Transformationsphänomen, das den Heldendiskurs der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Opferdiskurs der zweiten Hälfte überführte. Mit dem als Katastrophe erfahrenen Untergang des „Dritten Reiches“ löste sich das Leidensopfer vom Heldenopfer und konnte sich die Bonner Republik als eine „Gemeinschaft von Opfern“ konstituieren.<sup>28</sup> Von dort war es noch ein weiter Weg, bis die deutsche

Selbstviktimisierung sich zu der heutigen Empathie für die Opfer der Deutschen und darüber hinaus der beiden großen Diktatorsysteme des 20. Jahrhunderts verwandeln konnte. Aber er zeigt zugleich, dass Heroisierung und Viktimisierung im Geschichtsbild des 20. Jahrhunderts enger miteinander verwoben sind, als es zunächst den Anschein haben mag.

Kontakt:

Direktionssekretariat  
[schneider@zzf-pdm.de](mailto:schneider@zzf-pdm.de)

28| K. Erik Franzen, In der neuen Mitte der Erinnerung. Anmerkungen zur Funktion eines Opferdiskurses, in: ZfG 51/2003, S. 49.